

■ SMOLINSKY HERIBERT (Hg.), *Die Erforschung der Kirchengeschichte. Leben, Werk und Bedeutung von Hubert Jedin (1900–1980)*. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Heft 61) Aschendorff, Münster 2001. (126) Kart. DM 34,-.

Der kleine Band stellt das Ergebnis einer im Jahr 2000 abgehaltenen Studientagung dar, deren Anlass das Gedenken an die Geburt Hubert Jedin hundert Jahre zuvor (17.6.1900) war; sein Tod lag zum Zeitpunkt des Symposions 20 Jahre zurück (16.7.1980). Jedin zählt ohne Zweifel zu den bedeutendsten Kirchenhistorikern des 20. Jahrhunderts; vor allem hat er sich mit seiner vierbändigen Geschichte des Konzils von Trient einen Namen gemacht.

Einleitend schildert R. Kottje die Lebensgeschichte Jedin, doch endet der Beitrag abrupt mit dem Jahr 1939 und bietet weder Neues noch neue Gesichtspunkte. G. Alberigo würdigt den Geschichtsschreiber Jedin, wobei er die wichtigen Schwerpunkte und Wendepunkte klar herausarbeitet. Sehr informativ ist die Studie von J. Köhler über H. Jedin „als Schlesier“, die seiner „Bodenhaftung“ nachspürt, seiner Bindung an die Heimat, an das halbjüdische Elternhaus und der sich daraus ergebenden Tragik sowie seinem „Umgang mit dem faktischen Verlust Schlesiens“. Das Wirken Jedin als akademischer Lehrer und seine Art der „Vermittlung der Kirchengeschichte“ zeigt O. Engels auf. Sehr verdienstvoll ist die Abhandlung von N. Trippen über „Hubert Jedin und das Zweite Vatikanische Konzil“, weil sie – über den 1984 veröffentlichten „Lebensbericht“ hinaus – neue Quellen heranzieht. Jedin Bedeutung als Konzilstheologe scheint größer gewesen zu sein, als bisher angenommen. K. Ganzer, der vorzügliche Kenner des Konzils von Trient, befasst sich mit der Leistung Jedin mit Bezug auf die Erforschung der genannten Kirchensversammlung. Obwohl Ganzer durchaus auch kritische Töne anklingen lässt, resümiert er mit Überzeugung als Ergebnis: „[Jedins] Geschichte des Konzils wird für lange das Standardwerk bleiben, das durch Spezialuntersuchungen zu einzelnen Themenkreisen, wie sie in den vergangenen Jahren in größerer Zahl erschienen sind, ergänzt und präzisiert wird, das aber für den Gesamtlauf des Konzils und seine Verflechtungen in die politische Umwelt den grundlegenden Rahmen bietet. So bleibt der Name Hubert Jedin mit Trient und umgekehrt unlösbar verbunden.“

Das lesewerte Buch hält das Andenken an den großen Kirchenhistoriker Jedin nicht nur lebendig, sondern eröffnet auch neue Zugänge zu seinem Leben und Schaffen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ VON DEN BRINCKEN ANNA-DOROTHEA, *Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen. Eine Einführung*. Kohlhammer, Stuttgart 2000. (132) Kart. DM 39,90/S 291,-/sFr 37,-.

Das anspruchsvolle kleine Buch, das rechtzeitig zur Jahrtausendwende erschienen ist, erweist sich als nützliche Ergänzung zu H. Grotefends „Taschenbuch der Zeitrechnung“. Es geht darin natürlich in erster Linie um die christliche, heute international respektierte Zeitrechnung, doch auch der jüdische und moslemische Kalender sowie neuere Kalendersysteme (zum Beispiel der französische Revolutionskalender) werden knapp behandelt. Zeittafeln, ein Verzeichnis wichtiger Quellen und Literatur sowie ein eingehendes und verlässliches Register machen das Buch zu einem wertvollen Nachschlagewerk.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ BECHT MICHAEL, *Pium consensum tueri. Studien zum Begriff *consensus* im Werk von Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon und Johannes Calvin*. (RST 144) Aschendorff, Münster 2000.

Die Freiburger Doktorarbeit hat ein hochaktuelles Thema zum Gegenstand. Denn das Wort von der „frommen Übereinstimmung“, das nach dem Humanisten und Reformator Philipp Melanchthon als Thema aufscheint, gehört in das Begriffsfeld „Dialog“ oder auch „Communitätologie“, das uns seit dem letzten Konzil immer noch lebhaft beschäftigt. Der in St. Georgen wirkende Autor wählte sich drei Autoren als Grundlage für seine Analyse, die alle ihren Konsens-Begriff aus der humanistischen Tradition (und der christlichen Väter) übernommen haben, aber konfessionell ganz verschiedene Wege einschlugen: Erasmus bekannte sich bis zuletzt zur katholischen Kirche; Melanchthon wurde, wenn auch in gemäßigter und mäßigender Form, ein Weggefährte Martin Luthers; Calvin wurde der Führer des reformierten Weltprotestantismus. Das heißt, der Konsensbegriff ihres Bildungsanges und das Ideal der „frommen Übereinstimmung“ konnte den wirklichen „Konsens“ nicht bewirken, er blieb eine bloße Sehnsucht und drückte je nach unterschiedlicher Begriffsfüllung eher die Realität der konfessionellen „Unstimmigkeit“ als der „Stimmigkeit“ aus. Denn zwischen den Calvinern und Lutheranern waren die Divergenzen zeitweise erheblicher als etwa zwischen Evangelischen und Katholiken.

Der Verfasser zitiert richtig einen amerikanischen Autor, der zu bedenken gibt, dass Erasmus erst in seiner Auseinandersetzung mit Luther in der altkirchlichen Begrifflichkeit vom dreifachen

Glaubenskonsens spricht (erstens von der Übereinstimmung der biblischen Texte, zweitens von der „vertikalen“ Übereinstimmung der Vätertradition, drittens vom „horizontalen“ Konsens der lehrenden und betenden Catholica). Das war nur allzu verständlich und durch die konkrete Spaltung bedingt. Aber wie Eduard Baumann deutlich in seiner Arbeit über den Konsensbegriff beim hl. Thomas Morus gezeigt hat, gehörte das Konsensdenken prinzipiell zur geistigen Grundlage der humanistischen Kommunität. Erasmus vertrat eben die Auffassung, die Calvin später keineswegs teilte, dass durch „Unfrieden“ die Suche nach „Wahrheit“ behindert wird und dass wirklicher „Friede“ mit „Wahrheit“ identisch sei. Der Sache nach vertrat Erasmus den Konsens-Gedanken schon lange vor Luthers Reformation. Die vom Autor zitierte Stelle von Habermas könnte auch von Erasmus stammen: Die Wahrheitssuche vertrage keine gewalttätige Fremdbestimmung. Aber der Frankfurter Philosoph unterschlägt ein wenig, dass es nach der dreitausendjährigen jüdisch-christlichen Erbsündenlehre die Geneigtheit zum Bösen ist, die immer wieder den Verstand auch der Besten trübt und die Wahrheitssuche mehr behindert als Diktatoren und sonstige Gewaltherrscher.

Wilheling

Gerhard B. Winkler

■ CONRAD ANNE (Hg.), „*In Christo ist weder man noch weyb*“. Frauen in der Zeit der Reformation und der katholischen Reform. (KLK 59) Aschendorff, Münster 1999.

Eine überkonfessionelle Gruppe von zehn beherzten jungen Forscherinnen hat sich in dieser Schriftenreihe des *Corpus Catholicorum* zusammengefunden, um die Rolle von Frauen verschiedener Konfessionen zu studieren und auch für heutige Fragestellungen Antworten zu suchen. Bekannte Persönlichkeiten wie die eifrige, aber irenische Lutheranerin Argula von Grumbach aus der Oberpfalz, die Nürnberger Patrizierin und Clarissin Caritas Pirckheimer und die Ordensgründerin und Erzieherin Angela Merici verdienen vertiefte Aufmerksamkeit und Neubewertung. Denn immer lassen sich periodische Umbrüche besonders sensibel in der Stellung der Frauen ablesen. Die Ordenshistorikerin Anne Conrad (Hamburg) erstellte das ergiebige redaktionelle Programm in einem einleitenden Essay: „Überlegungen zu einer Geschlechtergeschichte der Reformation und der katholischen Reform“. (9–22) Sie empfiehlt dabei eine Analyse des Gottesbildes der Reformatoren, des Stellenwerts der Heiligenverehrung und der Klöster, der neuen Ehe- und Moralvorstellungen und der Auffassungen von Laienpriestertum. Dabei erachtet sie

die rhetorische Frage der Amerikanerin Eleanor McLaughlins: „Was there a Reformation in the Sixteenth Century?“ immer noch für unüberholt im Sinne der feministischen Fragestellung.

Irene Leicht (Freiburg) widmete sich den gelehrten Humanistinnen (22–48) von Caritas Pirckheimer bis zur Vittoria Colonna. Ich bezweifle, ob sie die Bescheidenheitstopoi der Nürnberger Äbtissin in ihrem Dankschreiben an Conrad Celtis nicht überinterpretiert hat. Vergleichbare Floskeln finden sich beileibe nicht nur in Frauenbriefen. Die Zeit- und Standesgenossen (katholische wie reformatorische) hielten sie nachgewiesenermaßen nicht nur für die hohe „frowe“, der man lateinische Verse widmete, sondern einfach für eine respektgebietende „mulier fortis“. Der Erzhumanist wäre heute ein Nobelpreisträger für Literatur. Kann man sich den Verfasser der „Blechtrommel“ vorstellen, wie er einer Dame des 20. Jahrhunderts vergleichbar huldigt? Ohne die Verdienste von Manfred Welti schmälern zu wollen, rechne ich die italienischen „Solafideisten“ nicht ohne Unterschied zum Prostetantismus. Michelangelo hätte sich bedankt. Die Schilderung der gebildeten Damen nimmt so gefangen, dass man fast vergisst, dass in den Städten nördlich der Alpen nur 15 Prozent der Männer und Frauen und in den Dörfern oft nur ein Promill keine Analphabeten waren.

Die Argula-Forscherin Silke Halbach (Hannover, evang.) beschäftigte sich mit Frauen als Verfasserinnen evangelischer Flugschriften (49–68). Sie zeigt, dass das neue Medium und das entsprechende Eingreifen von Frauen nur auf einen Zeitraum der bekannten „Volksreformation“ beschränkt war, ohne dass dadurch eine Regel entstand.

Antje Rüttgard (Göttingen, evang.) forschte über norddeutsche Zisterzienserinnen, namentlich das neuerdings wieder von Seligenthal in Landshut aus besiedelte Helfta, und analysierte die Flugschriften zum Nonnenleben (69–94). Die Verfasserin vermag überzeugend darzustellen, dass reformatorische Lehren und Maßnahmen zwar ursprünglich zur Befreiung unglücklicher Nonnen gedacht waren, schließlich aber zu einer „Verengung ihrer Lebensgestaltung“ (71) und einer Ideologisierung führten. Sie subsumiert die „Eigendynamik“ der reformatorischen Klosterpolitik frauopolitisch im Sinne H. Scheibles und des Einleitungssessays als „konservative Revolution“ (94).

Die Studienstifterin Nicole Grochowina (Hamburg) untersuchte die Frauenfrage in der täufersischen Bewegung (95–113), indem sie bei aller Unsicherheit der Quellenlage eher zum Schluss kommt, dass bei den „Freikirchen“ die Gleichheit der Geschlechter eigentlich nur im Martyrium